

Nr. 227. Bromberg, den 1. Oktober 1936

Odegaard.

Kriminal-Roman von Otto Haus Braun.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wie verlassen lag die Langestraße da. Die Gaslampen flackerten und verbreiteten ein unsicheres Licht. Sie durchquerten ein paar Seitenstraßen und näherten sich nun dem Lokal „Zum Altwiener", das durch keinerlei Außenbeleuchtung Vorübergehende auf seine Existenz hinwies. Ein paar ausgetretene Stufen führten in die Gaststätte hinunter, die unterhalb des Straßenniveaus lag. Die beiden Fenster waren mit dichten roten Vorhängen verkleidet. Unmöglich, auch nur einen Schatten dahinter zu erkennen. Die Scheiben der Tür waren ebenfalls mit diesem Stoff verhangen.

Dort unten schien Betrieb zu sein. Man hörte rauhe Stimmen, dazwischen ein Auflachen aus weiblichem Munde.

„Lassen Sie mich zuerst gehen, Herr Kommissar", flüsterte Scholz. „Es dürfte besser sein, wenn Sie eine Deckung haben."

„Ist gut gemeint, Scholz, aber unnötig. Man wird nicht gleich auf uns schießen. Trotzdem empfehle ich Ihnen, Ihre Waffe griffbereit zu halten. Ich tue es auch."

Wolter legte die Hand auf die Klinke der Tür und öffnete sie kurz entschlossen. Von der letzten Stufe warf er einen Blick in das Lokal, das nicht viel größer war als eine gewöhnliche Stube. An rohen Holztischen saßen Männer und Frauen bei Schnaps und Bier. Ein Dunstschleier von Qualm wogte hin und her und verminderte das Licht der einzigen Lampe, die in der Mitte von der Decke herabhing. Das Büfett, das sich linker Hand an der Wand entlangzog und fast bis zu der Tür im Hintergrund, die mit einem grünen Friesvorhang verkleidet war, erstreckte, wurde von einem Manne in mittleren Jahren bedient, in dem Wolter nach der ihm gewordenen Beschreibung unschwer den Wirt erkannte. Der hielt mitten im Gläserspülen inne und warf den unbekannten Besuchern einen giftigen Blick zu, von dem Wolter keine Notiz nahm.

Es war ihm nicht entgangen, daß beim Öffnen der Tür ein Mann schattenhaft hinter der jenseitigen Kante des Büfetts nahe der rückwärtigen Tür verschwand.

„Niemand verläßt das Lokal!" rief Wolter mit Donnerstimme in die Versammlung. „Der Mann hinter dem Büfett sofort hervorkommen! Bei Fluchtversuch wird geschossen!"

Gleichzeitig zog Wolter den Revolver und richtete ihn auf die Tür mit dem Friesvorhang.

Eine Sekunde lang herrschte betroffenes Schweigen. Keiner wagte sich zu rühren. Über alle schien lähmendes Entsetzen gekommen zu sein. Mancher der Blicke ging zwischen Wolter und der Hintertür hin und her. Was würde nun geschehen, war die allgemeine Frage. Und doch wußte jeder, daß die nächste Sekunde ein nicht alltägliches Ereignis bringen würde. Eine ungeheure Spannung lastete auf allen Gemütern. Scholz erkannte das am meisten, denn er hielt seine Schußwaffe in den Raum gerichtet und spähte dabei angestrengt, ob irgendwer auch nur die leiseste Miene machte, zum Angriff überzugehen. Hier gab es kein Zögern und erst recht kein Zurückweichen, hier stand Mann gegen Mann. Wehe dem, der dem Augenblick nicht die gebührende Achtung zollte.

Wolters Aufforderung war umsonst erfolgt. Der Mann zeigte sich nicht. Die Nervenprobe wurde bis aufs höchste gesteigert. Es war selbst für den stets seine Ruhe bewahrenden Wolter zuviel. Er setzte zum Sprung an, um dem Unsichtbaren zu Leibe zu gehen.

Im selben Augenblick krachte ein Schuß — das Licht erlosch, die Scherben der einzigen Lampe prasselten von der Decke hernieder und schlugen klirrend auf.

Wolter feuerte aufs Geratewohl auf die Hintertür zu und ließ seine Taschenlampe aufflammen.

Doch noch ehe der Lichtschein den Friesvorhang traf, schlug die Tür ins Schloß.

„Ruhe!" brüllte Wolter in den erhitzten Tumult hinein.

Auch Scholz hatte seine Taschenlampe aufleuchten lassen, die Verstärkung erhielt, als hereindringende Wachmänner im gleichen Augenblick für weitere Erhellung des Raumes sorgten.

Scholz stürmte mit zwei Mann hinter dem Flüchtling her, während Wolter mit vier Mann in dem Lokal zurückblieb und den Wirt aufforderte, zunächst mal für eine neue Beleuchtung zu sorgen. Bis zur Wiederherstellung des Raumes durfte sich niemand von seinem Platz bewegen.

Schon bei seinem Eintritt hatte der Kommissar den Generaldirektor Berghold in der rechten hinteren Ecke des Raumes bemerkt. Dort saß er auch jetzt noch. Wolter wollte ihn schonen; das lichtscheue Gesindel brauchte nicht zu wissen, wer da unter sie geraten war. So ging er denn auch nicht sofort zu ihm, sondern ließ erst die Beamten ihre Kontrolltätigkeit beginnen.

Nun war es so weit, daß es niemandem weiter auffiel, wenn er an Bergholds Tisch herantrat.

Der Generaldirektor hatte den Kopf in beide Hände gestützt, sein Gesicht war kalkweiß. Als er sich an der Schulter berührt fühlte, hob er den Blick, senkte ihn aber gleich darauf wieder.

„Zur Vermeidung jedweden Aufsehens", sagte Wolter und beugte sich zu Bergholds Ohr hinab, „bitte ich Sie, mir unverzüglich zu folgen."

Scholz kam von seiner Jagd zurück und meldete Wolter, daß der Unbekannte, der zweifellos mit Berghold in Verbindung stand, sich seiner Ergreifung entzogen habe.

„Alle Ausgänge waren besetzt. Infolgedessen kann der Mann nur über das Dach entkommen sein. Dafür sprechen Blutspuren, die ich auf der Treppe gefunden habe. Die Dachluke war außerdem geöffnet.

„Lassen Sie sofort den Block abriegeln, und durchsuchen Sie alle Häuser. Aber schnell! Ich fahre inzwischen mit Berghold zur Direktion und erwarte dort Ihre Nachricht."

Wolter verließ mit dem Generaldirektor die Kaschemme.

*

Nun saßen sie in Wolters Zimmer, der zu dieser Vernehmung keinen Protokollanten hinzuzog, weil er Bergholdunter vier Augen sprechen wollte. Er glaubte, auf diese Weise schneller zum Ziel zu kommen.

Berghold hockte zusammengesunken auf seinem Stuhl und starrte dumpf vor sich hin. Der Kommissar ließ ihm Zeit, sich zu sammeln. Es war ihm ja nicht entgangen, daß der Generaldirektor von dieser Überrumpelung aufs stärkste mitgenommen wurde.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten, Herr Generaldirektor? Bitte, greifen Sie zu!"

Mit diesen Worten reichte er seinem Häftling die wohlgefüllte Dose.

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar."

Bergholds zitternde Finger tasteten nach den Zigaretten. Fast gierig zog er dann den Rauch ein. Er schloß dabei die Augen, wie von großer Erschöpfung übermannt.

„Ich hoffe, Sie werden mir meine Aufgabe nicht allzu schwer machen. Es ist ja auch nur in Ihrem Interesse, wenn Sie nach dem Vorfall ein offenes Geständnis ablegen."

Berghold ruckte auf seinem Stuhl hoch und sah den Kommissar groß an.

„Sie erwarten von mir ein Geständnis? Ich habe doch gar keins abzulegen."

Wolter machte Zeichen der Ungeduld und des Unwillens.

„Ich habe Sie für einsichtsvoller gehalten, Herr Generaldirektor. Es ist doch sinnlos, daß wir beide jetzt ein Frage- und Antwortspiel beginnen, während Sie mit ein paar kurzen Worten die ganze Sachlage zu klären vermögen. Ein Mann wie Sie sollte mich doch nicht für so naiv halten, daß ich hinter Ihrer Anwesenheit in der Kaschemme nichts Besonderes zu sehen vermöchte. Ich hoffe sehr stark, daß Sie es nicht so weit treiben werden, mir zuzumuten, Ihr Verkehr in einem übel beleumdeten Verbrecherlokal sei etwas Alltägliches."

„Nichts liegt mir ferner, Herr Kommissar, als Sie mit Worten hinhalten zu wollen."

„Na also, dann bitte ein lückenloses Geständnis!"

„Aber ich habe doch keins zu machen!"

„Wollen Sie jetzt vielleicht noch behaupten, daß Sie dem Flugzeugunglück harmlos gegenüberstehen?"

Berghold schien aufspringen zu wollen, es sich dann aber anders überlegte.

Wolter, der jede leiseste Regung seines Gegenübers beobachtete, nahm das als Zeichen der ersten Überwindung eines schwächer werdenden Widerstandes. Jetzt galt es für ihn, schweres Geschütz aufzufahren, um die ersichtlich geschlagene Bresche so zu vergrößern, daß Berghold klein beigab.

„Ihr Schweigen ist für mich eine Bestätigung. Sie glauben mich zu täuschen. Sie können mich aber gar nicht mehr täuschen. Um Ihnen zu beweisen, wie gut ich im Bilde bin, sage ich Ihnen, daß ich Ihre telephonischen Gespräche kenne, die Sie mit jenem Manne geführt haben, mit dem Sie sich heute abend in dem Kellerlokal trafen. Ich weiß also auch, warum diese Zusammenkunft stattfand. Oder wollen Sie leugnen, daß der Mann Ihnen Dokumente aushändigen wollte, für die Sie eine erpresserisch hohe Summe zahlen sollten?"

„Es wäre sinnlos, etwas zu leugnen, was Sie wissen. Jawohl, es ist so, wie Sie sagen. Aber Sie irren sich in Ihren Schlußfolgerungen."

Wolter fuhr ärgerlich mit der Hand durch die Luft.

„Nachdem ich Ihnen eben das gesagt habe, werfen Sie mir noch Irrtum vor! Ein Mann Ihrer Gesellschaftssphäre begibt sich doch nicht in eine Verbrecherhöhle und auf Schleichwege, wenn er ein reines Gewissen hat!"

„Herr Kommissar", begann Berghold mit einer völlig veränderten Stimme, nicht mehr aufgeregt, sondern ruhig, eindringlich, „es wäre wohl durchaus unangebracht, wollte ich Ihnen hier einen Vortrag halten über seltsame Verkettungen im Menschenleben. Sie werden mir zugestehen, daß es im Leben vorkommt, daß jemand zum Schweigen verpflichtet ist, selbst auf die Gefahr hin, verkannt zu werden."

„Herr Generaldirektor, machen Sie sich doch nicht Theorien zu eigen, die Sie hier nur verfechten, weil sie zu dem Augenblick passen, und die Sie sonst genau so verwerfen wie ich. Wenn einer Ihrer Angestellten sich durch eine Handlungsweise bei Ihnen in Verdacht bringt, dann werden Sie sich nicht mit der Erklärung zufriedengeben, der Verdächtige sehe sich außerstande, die Wahrheit zu enthüllen. Acht blühende Menschenleben sind bei dem Flugzeugunglück ums Leben gekommen, ich stehe hier als Vertreter der Gerechtigkeit, die Sühne für das begangene Verbrechen fordert. Wie können Sie da von mir erwarten, daß ich Ihr Stillschweigen respektiere. Das kann und darf ich nicht tun."

Wieder konnte Wolter an Berghold dieselbe Unentschlossenheit wie vorher bemerken, nur noch stärker ausgeprägt. Der Mann schien einen schrecklichen inneren Kampf durchzumachen. Und doch war dieser Kampf sinnlos, weil er ohne jede Hoffnung war. Zweifellos klammerte sich Berghold immer noch an den Gedanken, daß ihm von irgendwo Rettung kommen könnte.

In eindringlichster Weise sprach Wolter nun auf Berghold ein. Er wollte ihn unter allen Umständen bewegen, Farbe zu bekennen. Der Kommissar war ein Mensch von Engelsgeduld, wenn es galt, einen ersichtlich Schuldigen zu überführen, ohne jedoch dem Verhafteten aber irgendwie zu nahe zu treten.

Nach zwei Stunden klopfte es, und der Kriminalassistent erschien. Wolter winkte ihn zu sich, um über den Ausgang der Suche nach dem Flüchtigen Näheres zu erfahren. Er hatte gehofft, diesen Berghold gegenüberstellen zu können.

„Es ist leider alles vergeblich gewesen, Herr Kommissar. Wir haben uns die größte Mühe gegeben, aber irgendwo muß sich doch ein Schlupfloch befunden haben."

„Das ist schade, sehr schade, aber nicht zu ändern. Das wirft mein ganzes Programm um. Berghold verweigert hartnäckig jede Aussage. — Ich möchte bloß wissen, wie dieser Kerl unsere Ankunft erfahren hat. Schmiere kann keiner gestanden haben."

„Darüber habe ich mich auch gewundert, aber es ist nichts Geheimnisvolles dabei. An dem Flaschenregal hinter dem Büfett ist eine kleine rote Birne angebracht, die jedes Mal aufleuchtet, sobald jemand die erste Stufe der Kellertreppe betritt. Bergholds Komplice war besonders wachsam und hat sich sofort gedrückt. Aber einmal erwische ich ihn noch."

„Wir wollen es hoffen, Scholz, aber für heute gehen Sie mal getrost nach Hause. — Oder nein", Wolter schoß ein Gedanke durch den Kopf, „warten Sie im Nebenzimmer."

Der Kommissar war mit dem Generaldirektor wieder allein.

Er war entschlossen gewesen, Berghold in Haft zu behalten. Nach der Nachricht seines Assistenten hätte ihn dies um nichts in seinen Bemühungen vorwärtsgebracht. Er kannte den Komplicen nicht, erfuhr durch Berghold nichts und war infolgedessen gezwungen, sich in erster Linie auf die Ergreifung dieses Menschen einzustellen. Um das zu erreichen, mußte er Berghold die Freiheit zurückgeben, denn er zweifelte nicht, daß die beiden sich sofort wieder miteinander in Verbindung setzen würden.

„Herr Generaldirektor, Sie müssen schon entschuldigen, aber ich werde allmählich müde. Ich denke, es ist das beste, wir setzen das Verhör ein andermal fort. Ich werde Sie in Ihre Zelle führen lassen."

Es war Wolters letzter Trick, von Berghold doch noch etwas zu erfahren.

Der Generaldirektor sah Wolter entsetzt an. Im ersten Augenblick fehlten ihm die Worte, dann stammelte er:

„Wenn Sie das für Ihre Pflicht halten, ich kann Sie nicht daran hindern. Aber Sie vernichten damit vollkommen meine Existenz."

„Diesen Vorwurf sollen Sie mir niemals machen können. Deshalb verzichte ich auch darauf, Sie hier zu behalten. Sie können gehen, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie vielleicht schon morgen zu einer neuen Vernehmung brauche."

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung."

Bergholt wollte dem Kommissar die Hand reichen. Doch plötzlich besann er sich anders. Man stand ja nicht mehr so harmlos gegenüber wie damals in seinem Privatzimmer. So verbeugte er sich stumm und ging hinaus.

Der Sicherheit halber sandte Wolter Scholz hinter ihm her zur Beobachtung.

(Fortsetzung folgt.)

Kurz vor Feierabend.

Skizze von Mathias Ludwig Schroeder.

„Morgen!" nickt der alte Schlosser Petersen den Pförtner an. „Et is frisch draußen, richtig frisch." Damit biegt er auch schon in den Flur, an Arbeitskameraden anderer Abteilungen vorbei . . .

„Opa Petersen, du häß en Tröppelken an der Nas."

„Ja, e hät en Tröppelchen an der Nas. Dat werden die ander Leut auch jetzt han." Er lacht und überquert gemächlich den gepflasterten Hof. Grad, daß er durch das Tor der flachen Halle ist und die Werkbankreihen an den Fenstern überblicken kann, von denen fast die ganze Belegschaft der Bude in Gruppen beieinander stehen . . . da tost es ihn an:

„Morgen, Opa Petersen!"

„Morgen!" macht er zurück und bleibt einen Augenblick überrascht stehen. Heute sind sie ja alle vor ihm aufgestanden! Wat is denn nun los?

Opa Petersen weiß sehr gut, was heute los ist. Aber warum soll er nicht mal ein bißchen schauspielern? — Und er ist auch wirklich überrascht, denn alle sind sie da, die Kameraden, sogar einige aus der Dreherei, von der Automatenabteilung.

Schmunzelnd will er weitergehen. Er kann es nicht. Wie zufällig fliegt sein Blick zu seinem mit Blumen und Girlanden geschmückten Arbeitsplatz hinüber. Zu dessen Seiten prangen frischabgehauene Laubbäume, deren Äste sich über einen gepolsterten Sessel ausbreiten — der Sessel ist aus dem Direktorenzimmer —, und im Gezweig baumelt eine große Vierzig.

„Nun komm, Opa Petersen!"

Er kommt schon . . . Und ist das ein Händeschütteln, ein Lachen. Es will gar nicht aufhören. Der Meister spricht ein paar Worte. Viel hat er nicht zu sagen. Sie in der Bude haben ja alles zusammen erlebt. Sie kennen sich und wissen, was sie voneinander zu halten haben.

„Nun mach mal die Augen zu und dann wieder auf!"

Petersen blinzelt. Als er die Augen wieder öffnet, steht ein großes Ölgemälde vor ihm. Und auf dem Bild ist er selber, wie er am Schraubstock steht, ein Bein nach hinten, das andere nach vorne gestreckt, und den Körper kraftvoll vorwärts stemmt, um die schwere Backfeile über das rohe Eisenstück zu schieben . . .

„Ein Maler hat dat vorgestern un gestern, ohne dat du et wußtest, in der Meisterbude gemalt."

„So? — Ja, ich han als immer gedacht, wat läuft denn da für ein Hospes rein und raus und belugt dich eso."

Heiterkeit bricht los. Durch die Umstehenden drängt sich nun der Direktor, der bis jetzt unbemerkt dahinter gestanden hat, und streckt seine Hand aus. „Auch ich gratuliere Petersen! Und — aa! — sie können einem ja ordentlich die Hand drücken!"

„Dat will ich meinen."

„Ich lege Ihnen was dahin", sagt der Direktor und steckt einen verschlossenen Briefumschlag in den Blumenstrauß. „Wissen Sie noch, Petersen, als 1899 der große Betriebsbrand war?" Und an die Belegschaft gewendet: „Da hat unser wackerer Petersen drei Kameraden gerettet."

Die Belegschaft nickt. Sie weiß es. Und jeder Neue, der hier auf der Bude zu arbeiten anfängt, wird es in den ersten Stunden gewahr.

„Hat Ihnen der Meister noch nichts gesagt?"

„Ich wollte Ihnen die Freude nicht vorweg nehmen, Herr Direktor."

„Nun dann, lieber Petersen, Sie haben vier Wochen Urlaub. Nachher kommt der Lohnhalter mit dem Feriengeld. Also, alles Gute! Ich bin heute abend auf der Feier."

Die Werksirene heult. Und sie ist noch nicht zu Ende, da brummen die Transmissionen, Riemen klatschen, die Kameraden verteilen sich an die Werkbänke. Nur der Meister bleibt bei Petersen stehen.

Die Bankreihe herunter humpelt Hermann, der alte Heizer. Er hat ein steifes Bein. Das hindert ihn aber nicht, im Vorbeigehen an der Abstechbank einen dreibeinigen Schemel mitzubringen. Wa, Petersen, alter Knochen — jetzt häß du deine vierzig Jahr!" Damit schiebt er sich den Schemel unters Gesäß und zieht Petersen in den weichen Sessel. „Heut wird nix gemacht!"

„Nee, Hermann, kein Schlag!" Und als Petersen das weitausgestreckte Bein des Kameraden beguckt, fällt ihm ein, daß dieser während des großen Krieges einmal zu ihm gesagt hat: „Warum sollst du nit dat Vierzigjährige feiern? Die schlechte Zeit geht auch mal über."

„Siehste, da kommt auch der Robert. — Bringe dir einen Stuhl mit!"

Auch Robert, ein alter Former aus der Gießerei, der schon etwas gebückt daher schlürft, setzt sich nieder, ohne Petersen zu gratulieren. Aber er zwinkert schmunzelnd und saugt an seiner Pfeife, als wolle er sagen: „Siehste, der Tag, wo du so lang drauf gewartet hast, ist da."

Der Meister geht zu seiner Bude, denn einige Arbeiter warten am Ausgangsschalter. Die drei Alten bleiben stumm auf ihren Sitzen und blicken durch den ganzen Saal . . . Hämmer döppen auf Nieten, Feilen schrabben, und durch die lange Fensterfront wirft die Sonne ihre Strahlen herein.

Zwei Kameraden fehlen noch in dem Kreis der Werksveteranen. Sie sind aber längst unterwegs und kommen eben durch die Tür. Hermann steht auf und bringt noch zwei Schemel herbei, und während sich die beiden Angekommenen niedersetzen, riecht er an den Blüten der Lilien und besieht sich die Blütenkelche . . .

Die Männer ziehen an ihren Pfeifen, und nur manchmal blicken sie sich gegenseitig an dabei.

Dann gehen ihnen noch einmal die langen Jahre durch den Kopf. Manchen Krach und manchen Spaß haben sie gehabt. Wo ist die Zeit geblieben?

Nun wird es so langsam Feierabend. Ihre Schicht ist bald um . . .

Und eine Schicht muß auch einmal um sein. Man kann nicht ewig Leben haben. Und die Jungen da, die jetzt drüben noch die Maschinen bändigen, werden auch mal drankommen . . .

Petersens Augen sind ein wenig gewässert. Er sieht so verschwommen. Steht jetzt an den Maschinen die früheren Kameraden stehen, sieht alle, die längst Feierabend gemacht haben. Und da hinten, an der Hobelbank, findet er sich als grünen Stift eine Spezialflansche versauen . . .

Und was die Kumpels früher für hohe Kragen hatten! Die Dinger kennt man heut nit mehr. — Ja, die Welt geht komisch rund. Alles ändert sich. Was bleibt, ist nur das Kommen und Gehen, der ewige Wechsel . . .

Petersen ist ja auch einmal gekommen. Drum kann er nicht bleiben. Die Zeit ist um. Und es ist ein schönes Gesetz. Wenn es soweit ist, rechnet man ab und sieht hinter sich . . . auf zwei Haufen. Der eine ist das Gute, der andere der Dreck. Petersens größter Haufen ist das Gute. Erst in den letzten Jahren ist er so gewachsen — erst in den letzten Jahren, wie bei allen alten Leuten.

Und sieht man so die zwei Haufen, das Häßliche klein, das Schöne groß, bringt das Gesetz den Frieden mit. Dann ist man glücklich, dann ist einem gar nichts, dann nickt man: es ist recht, nimm mich mit, führe mich weiter — dorthin, wo die sind, die vor mir weggingen . . .

Jupp erhebt sich vom Schemel: „Wollen wir nicht mal rund gehen?"

Da stehen auch die andern auf, nehmen Petersen in die Mitte und gehen die Bankreihe hinunter. Sie sprechen mit den Kameraden, lachen mit ihnen und schlendern weiter.

In der Formerei stampfen sie einen Kasten und bringen ihn nach der Gießerei rüber, um ihn dort eigenhändig mit flüssigem Eisen zu vergießen. Sie schlagen auch den Kasten auf und überzeugen sich vom einwandfreien Guß. Es hat

geklappt. Sie können es noch! — In der Schlägerei halten sie sich nicht lange auf, der Lärm ist zu stark. Aber im Hammerwerk, wo ganze Reihen Laufkrane durch die Luft schwirren, bleiben sie lange und reden mit den Hammerschmieden.

Petersen hält auch etwas dahinter. Ihm ist, als ginge er noch einmal den Betrieb inspizieren und fände alles in Ordnung. Wenn man so lange in einem Werk arbeitet, ist man ein Stück der Fabrik, dann ist man wie ein Vater seiner Kinder. Und alle im Betriebe freuen sich, wenn an solchen besonderen Tagen die alten Kameraden kommen . . .

Als sie wieder in der Schlosserei anlangen, ist es bald Mittag. Jupp nimmt die Geldtüte aus den Blumen und steckt sie Petersen in die Tasche: „Vergeß dat nit!"

„Aja —, sonst schickt meine Alte mich wieder um." Er knöpft die Tasche seiner Lodenjacke zu.

Die Sirene tutet Mittag. Die Motoren setzen aus, das Gesumm verstummt, und die Belegschaft drängt durch die Türen.

Da dreht sich auch Petersen und geht mit den anderen nach Hause.

Ich steh' für tausend . . .

Eine Geschichte von Thor Goote.

„Was meinen Sie mit diesen „Tausend", Mister Henderson?" fragte ich.

„Ja, alter Junge, ihr Deutschen seid nun mal in der Welt verschrien. Damned! Weiß doch, wie es mir selbst ergangen ist. Hab' auch nichts von euch wissen wollen. War halt Mode so. Wer hat sich hier in den Staaten auch groß den Kopf über dieses kleine Deutschland zerbrochen! Nun ja — so diese übliche Propaganda für Deutschland, die nach dem Kriege langsam wieder einsetzte — ich habe sie weggeschoben, wie alle andere lästige Reklame. Das wirkt ja alles nicht mehr auf unsereinen. Aber da ist auf einmal so ein junger, blonder Kerl gewesen, der hat mich doch plötzlich zum Nachdenken gebracht.

Ich war damals im Sommer 1928 gerade auf St. Thomas, da unten in den Antillen, und saß bei Pat Murphy im Office. Da kam der Boy hereingestürzt: „Mister Murphy, im Hafen liegt ein Boot!"

„Was heißt hier Boot?" Pat nahm die Pfeife aus den Zähnen. „Jim, du hast 'n Sonnenstich. Boote sollte es im Hafen doch genug geben!"

„Aber ein ganz kleines!" Er zeigte erregt mit den Händen. „So 'n ganz kleines! Und es ist rübergekommen über den Atlant — mit einem Boy ganz allein!"

Wir sind natürlich gleich zum Hafen gefahren. Die ganze City war schon im Aufruhr. Wenn Pat Murphy nicht den Hafenkommandanten so gut gekannt hätte, wären wir gar nicht durchgekommen. Und da lag auf einmal das Boot mit der schwarz-weiß-roten Flagge. Ach, was sage ich denn: Ein Boot war das gar nicht. Das war ja nur eine salzüberkrustete Gummiröhre, eine so komische Angelegenheit, daß man geradezu herauslachen mußte. Abgerissen und schmierig, von der Tropensonne verblaßt.

Sie können es sich nicht denken. Die ganze Stadt stand Kopf. Den Boys wurden die Extrablätter aus der Hand gerissen. Die Schulen wurden geschlossen. Keiner war auf der Insel, der nicht den Namen Franz Romer kannte. Reporter schwirrten in Flugzeugen vom Kontinent herüber, und das elende, algenbewachsene und schlammbehangene Boot wurde im Triumphzug durch die Straßen gefahren. Musik und Militär drumherum. Die Fahnen flatterten von den Häusern. Frauen warfen Blumen aus den Fenstern. Konfetti und Papierschlangen wirbelten durch die Luft . . . und die Schiffe im Hafen ließen ihre Sirenen heulen. Der Gouverneur selbst heftete unter dem Jubel des Volkes Franz Romer die Tapferkeitsmedaille an die Brust. Diners mit Ansprachen und Gläserklingen. Romer aber blieb das, was er war: der junge, blonde braungebrannte Kerl. Sonst nichts!

Er sagte höflich „Danke!", mehr nicht. Er wuchs nicht am eigenen Stolz empor wie andere, die schließlich auf einem Sockel stehen und sich selbst mit „Sir" anreden. Er lehnte auch alle lockenden Angebote ab, ohne sich zu besinnen. Selbst die fünfundzwanzigtausend Dollar, die er für die Weite bekommen sollte, berührten ihn anscheinend gar nicht. Er stiftete sie den Hinterbliebenen verstorbener Seeleute, noch ehe er sie in der Hand hatte

In dem Monat, den er dann auf den Kurzwellenempfänger wartete, der nicht kam, habe ich ihn etwas näher kennen gelernt. „Ich verstehe Sie nicht, Mister Romer, Sie sind doch ein armer Teufel. Sie können durch Ihren Raid Geld machen. Aber Sie weisen das weg, als käme es gar nicht in Frage. Nur so aus Sport haben Sie doch diesen Raid nicht gemacht, denn in diesem lächerlichen Ship über den Ozean zu schippern, vier Monate lang durch Brandung, Dünung und Sturm war keine Kleinigkeit!"

Er sah mich an, wie man ein komisches Tier einen Augenblick erstaunt betrachtet, und antwortete dann: „Wenn man euch Yankees nicht gleich mit Schnelldampfern und anderen kostspieligen Sachen kommt, dann nennt ihr so ein Schiff lächerlich. Ich finde aber eure dicken Kähne hier viel lächerlicher. Daß mit diesen vielen Tons Stahl ein großer Kahn rüber kann, ist kein Kunststück, aber daß es mein kleines Faltboot mit seinem bißchen Eschenholz und Walfischhaut geschafft hat, das ist doch eine viel bessere Sache!"

„Ja, das ist noch niemals dagewesen. Das ist ein Weltrekord . . ."

„Ach Quatsch! Ihr immer mit euren Rekorden!" unterbrach er mich. „Daß mein Boot halten würde, das wußte ich. Worauf es ankommt, das ist das: Man kann auch auf seiner eigenen, kleinen Planke durch den Atlant . . . die Pantine muß nur was taugen! Eure plenty Dollars machen's nicht, Mister Henderson! Auch im armen Deutschland kann man sowas schaffen! Das ist die Hauptsache! Mir ist es ja nicht um eure Dollars zu tun, sondern darum, der Welt zu zeigen, welche Kraft in uns Deutschen immer noch steckt!"

Sein Kurzwellenempfänger kam nicht. Hing im Gestrüpp der Paragraphen. „Bleiben Sie, Käpten!" haben wir ihm zugeredet. „Sie können schon Geld genug aus Ihrem Raid machen, wenn Sie hier Schluß machen!" Er schüttelte den Kopf und reichte mir die Hand. „Sie wissen ja, Mister Henderson . . . ich stehe für tausend . . ."

Der große Tornado ist wenige Tage später über die Insel gegangen und über die See. Von Franz Romer, dem kühnen Seefahrer, haben wir nie wieder etwas gesehen, nie wieder etwas gehört.

Pat Murphy meinte damals: „Das Geschäft hat sich nicht gelohnt!" Da sagte ich ihm das Wort Franz Romers: „Ich stehe für tausend!"

Und immer, wenn ich nur irgendwo in der Welt auf einen Deutschen stoße, muß ich daran denken, ob das wohl auch einer ist von diesen Tausend, für die dieser blonde, deutsche Junge stand?"



Lustige Ecke



Der neue Haarschopf.



„Wie siehst du denn bloß aus?"

„Ich hatte nicht die achtzig Groschen, die das Haarschneiden kostet, deshalb mußte er bei 0,40 aufhören!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.